

Inhalt

Zeittafel	VII
Versuche über Montaigne	IX
Übersetzungen und Ausgaben:	
Überlieferungslage	XIV
Montaignes Gedankenwelt	XIX
Montaigne und die Religion	XXXIX
Montaigne und der moderne Leser	XLVI
Die <i>Essais</i> als Kunstwerk	LIII
Der Siegeszug der Gattung Essay	LVI
Die Auswahl dieses Bandes	LIX
Paul Sakmann	LXIII

Montaigne über sich selbst

Der Lebensgang	3
Kindheit und Jugend	3
Das Richteramt und seine Erfahrungen	12
Der Herzensfreund	16
Liebe, Ehe und häusliches Leben	20
Die Muße und die Musen	31
Wie der Schlossherr sein Gut verwaltet	35
Die Heimsuchung durch die Krankheit	41
In der weiten Welt	46
Die große Reise von 1580 und 1581	51
<i>Reisetagebuch</i>	53
Montaigne als Bürgermeister von Bordeaux und im Streit der Parteien	94
Böse Zeiten	101
Die letzten Lebensjahre	111
Selbstbildnis	115

Die Gedankenwelt	125
In der Schule der stoischen Weisheit	125
Abkehr vom Stoizismus.	136
Der epikureische Montaigne.	143
Auf skeptischen Bahnen	145
Der Ertrag des skeptischen Studiums	160
Reflexionen zur Kritik und Psychologie des Erkennens	162
Über das Diskutieren und seine Regeln.	179
Zur Psychologie: Was ist der Mensch?	192
Sittliche Betrachtungen.	199
Montaignes Erzieherweisheit.	223
Politische Probleme	249
Religionsfragen	263
Ästhetische und literarische Urteile	285
Die Wendung zum Ich	293
Meine Schriftstellerei	298
Der Lebensweisheit letzter Schluss.	307

Anhang

Nachweise	322
Weiterführende Literatur	325

in der Gournay-Edition erscheinen, in den Text, während sie andere nur als Fußnote beifügt. Angesichts dieses widersprüchlichen Umgangs mit dem ›Zusatzgut‹ der postumen Edition von 1595 erhebt man heute wieder die Forderung, ganz zu dieser zurückzukehren, da sie (trotz existierender Mutmaßungen über mögliche Texteingriffe der Editorin Marie de Gournay) doch Montaignes Fassung letzter Hand am nächsten komme.

Zum vorliegenden Band

Vor nunmehr 80 Jahren hatte Paul Sakmann eine modernere Übersetzung vorlegen wollen als die ihm zur Verfügung stehende, sprachlich veraltet wirkende von J.J. Bode, von der er sich gleichwohl in gewissem Maße inspirieren ließ. Ihm ist so eine zeitlos wirkende sprachliche Neuschöpfung gelungen, die den charakteristischen Satzrhythmus Montaignes ebenso nachzubilden versucht wie die schwer übersetzbaren Wortspiele und dabei erfolgreicher ist als so manche moderne Übersetzung, die um den Originaltonfall nicht so bemüht ist, wie Sakmann es war. Die vorliegende Übersetzung stellt also einen schönen Mittelweg dar zwischen den stark modernisierten Übersetzungen der letzten Jahre und der sehr altertümlichen von Johann Daniel Tietz (1753/54), die ebenfalls weiterhin aufgelegt wird.

Da Paul Sakmann für seinen Auswahlband von 1932 noch keine definitive Ausgabe des Bordeaux-Exemplars vorlag, hielt er sich dabei an die in seiner Zeit vorliegenden französischen Ausgaben und deutschen Übersetzungen, die sich auf die postume Edition Gournay (1595) stützen, berücksichtigte aber etwa auch den dort fehlenden Essay I, 14 aus dem Bordeaux-Exemplar. Angesichts der Tatsache, dass man inzwischen wieder dazu tendiert, zu Marie de Gournays Ausgabe zurückzukehren, sind wir Paul Sakmanns Auswahl treu geblieben, haben jedoch bei einer Textvariante eine Fußnote eingefügt. Neu hinzugekommene Passagen (etwa über die

antiken Schulen des Skeptizismus) wurden von der Herausgeberin selbst neu übersetzt.

Indem Auszüge den Gesamttext notwendig parzellieren, werden auch seine Entstehungsschichten sichtbar. Insofern sind in den vorliegenden Auszügen ›Kostproben‹ der verschiedensten Schichtungen vertreten, die teilweise mit Montaignes geistigen Entwicklungsschritten korrespondieren: Die Auswahl nimmt die berühmte erste Vorrede von 1580 mit auf, in der der Autor sein Projekt der Selbstdarstellung erstmals vorstellt, aber auch gewisse Vorbehalte anführt: Er müsse sich aus gesellschaftlichen Rücksichten doch noch etwas bedeckt halten, denn man lebe nicht mehr »unter den ersten Gesetzen der Natur«. Die ursprüngliche Auswahl von Paul Sakmann präsentierte zudem extensive Auszüge aus den frühen stoischen Essays über Tod und Sterben zumeist ohne die späteren Einschübe der letzten Editionen, also gleichsam den stoischen Montaigne im Urzustand. *Einen* späten Einschub epikureischer Inspiration haben wir wieder an seinen Ort eingefügt, da er Einblicke in Montaignes Unterfangen bietet, epikureische und stoische Positionen miteinander zu verbinden, nämlich der Beginn von Essay I 20, wo die Überwindung der Todesfurcht als Vorbedingung für den Lebensgenuss bezeichnet wird (s. S. 143).

Montaignes Gedankenwelt

Die Zugänglichkeit der Montaigne'schen Originaltexte heute wird inzwischen nicht nur durch die unübersichtliche Pluralität der Editionen und der Textzustände, sondern auch durch die Tatsache erschwert, dass die Sprachentwicklung weder beim Mittelfranzösisch Montaignes noch beim Luther-Deutsch stehen geblieben ist. In Frankreich war der Sprachwandel vielleicht noch ausgeprägter, so dass die *Essais* heute selbst für französische Muttersprachler nicht mehr ohne ein ganzes Glossar mit Worterklärungen verständlich

sind; in Frankreich sind deshalb auch schon Übersetzungen Montaignes ins moderne Französisch erschienen.¹

Bei allem Sprach- und Stilwandel sei Montaignes Gedankenwelt für uns Heutige indes zugänglicher als etwa diejenige Luthers, argumentierte Paul Sakmann. So bleibe den Heutigen der Sinn der zentralen Begriffe Luthers zumeist eher fremd. Nehmen wir Begriffe wie ›Rechtfertigung‹ und ›Gerechtigkeit‹: Die Frage, wie der Mensch vor Gott ›gerecht‹ werden könne und was unter der ›Gerechtigkeit Gottes‹ zu verstehen sei, beschäftigte die in Religionsfragen heillos zerstrittenen Zeitgenossen Montaignes – Konservative und Reformkatholiken², Lutheraner, Zwinglianer und Calvinisten – weitaus leidenschaftlicher als die Mehrheit in der Gegenwart. Ein einst wie heute aktuelles Thema ist jedoch jene andere ›irdische Gerechtigkeit‹, die als Teil der staatlichen Gewalt auf Erden das Böse abwehren soll, nämlich die Justiz: eine beim gemeinen Menschen durchaus gefürchtete Institution. Michel de Montaigne hatte dieser Institution selbst als Gerichtsrat angehört, wenn auch als ›systemkritischer‹ Geist, der Heinrich von Navarra, dem späteren König Heinrich IV., vorschlug, die Käuflichkeit der Richterstellen ebenso abzuschaffen wie die Gerichtsgebühren (*épices*), die die Prozessparteien den Richtern (zusätzlich zu den eher schmalen Bezügen) als Honorare zu entrichten hatten, und damit auch den Armen den Zugang zu den Gerichten zu eröffnen. Montaigne war gewiss kein Revolutionär, wollte aber die Ungleichheit der Stände vor dem Gesetz soweit wie möglich mildern und so prangert er in den *Essais* offen Grausamkeit und Missstände in der Justiz an. Was uns dabei vielleicht als historisch *ad acta* gelegt anmutet, Montaignes Argumentation gegen die gerichtliche Praxis der Folter, hat auch in der Welt von heute nichts an beklemmender Aktualität verloren – und

1 Z.B. André Lanly: *Montaigne en français moderne*. Paris 1989ff.

2 Anhänger des katholischen Theologen Jacques Lefèvre d'Étaples (1450/55–1536).

bis heute ist der Krieg das Ende des Rechts, wie Montaigne als Zeitgenosse von acht aufeinanderfolgenden Bürger-, Konfessions- und Thronfolgekriegen vom Obersten erfahren musste: den nur von kurzen Friedensintervallen unterbrochenen sogenannten Hugenottenkriegen (1562–98), die das Frankreich der Reformationszeit erschütterten.

Mehr noch als Montaigne in Frankreich wurden und werden in Deutschland Goethe und Schiller als *die* Figuren des nationalen bildungsbürgerlichen Selbstverständnisses geehrt, so etwa mit dem bekannten Weimarer Schiller- und Goethe-Denkmal von 1859, das einer großen Dichterfreundschaft gesetzt wurde. Dennoch existierten bekanntlich auch erhebliche Spannungen zwischen dem Freiheitspathos und der revolutionären Gesinnung Schillers und dem Geheimrat Goethe, der im Dienste des Fürsten von Weimar stand. Im Falle Montaignes verdichten sich ähnliche Spannungen sowohl zwischen ihm selbst und dem früh verstorbenen ›Herzensfreund‹ Etienne de La Boétie¹ als auch im Widerspruch zwischen deren frühen Freiheitsidealen und ihrer später real bewiesenen Loyalität zur Krone. La Boétie, der Neustoiker, glaubte an im Naturrecht verankerte Freiheitsrechte des Individuums und verfasste in seiner Jugend eine entsprechende Schrift, *Von der freiwilligen Knechtschaft*, die das Paradoxon behandelt, dass die Menschen in ihre eigene Unfreiheit einwilligten. Montaigne, der die Schrift La Boéties bewunderte und mit ihm in Eintracht bis hin zur Verschmelzung der Seelen gelebt habe, stand zunächst unter dem Einfluss von dessen stoischen Ideen, emanzipierte sich nach dem Tod des Freundes jedoch fortschreitend von ihnen und betrachtete angesichts der Unterschiedlichkeit des positiven Rechts selbst in den verschiedenen Provinzen Frankreichs auch den Naturrechtsgedanken skeptisch. Die realen historisch-politischen Ereignisse der Aufstände beider Konfessionsparteien gegen

1 (1530–63) Parlamentsrat und Philosoph; die Freundschaft mit Montaigne dauerte vier Jahre (1559–63).

das Königtum, die La Boétie zum größten Teil nicht mehr erlebte, machten ihm zudem die Gefahren solcher Ideen klar. Es bleiben zeitbedingte Widersprüche zwischen Montaignes Fürstendienst als Diplomat für Heinrich III. und Heinrich IV., zwischen konservativem ›Juristen-Establishment‹ und intellektueller Freistatt im ›Hinterzimmer des Geistes‹ (*arrière-boutique de l'esprit*). So steht auf der einen Seite Montaignes Bewunderung für die römische Republik und ihre Freiheitshelden wie Cato von Utica¹, jenen unbeugsamen Anhänger der Republik, der lieber Hand an sich legte als sich Caesar zu ergeben; auch die seiner Zeit vorausseilenden Ideen zur Justizreform² sowie seine Wertschätzung von Etienne de La Boéties Freiheitsschrift *Von der freiwilligen Knechtschaft* (*De la servitude volontaire*), eines Jugendwerks des Freundes, in dem er die Aufkündigung des Gehorsams gegenüber Tyrannen forderte und das die Freundschaft mit La Boétie begründet haben soll, stehen in diesem Zusammenhang. Montaigne interessierte sich ferner für die Ideen des protestantischen Staatstheoretikers François Hotman, der eine Form der begrenzten königlichen Gewalt anstrebte, in der Zwischengewalten – die Generalstände und die Parlamente (= Oberste Gerichtshöfe der Provinzen) – die königliche Macht begren-

1 Marcus Porcius Cato Uticensis (95–46 v.Chr.), stoischer Philosoph, Staatsmann und Verteidiger der Republik gegen Caesar, beging in seinem Haus in Utica Selbstmord, um sich nicht Caesar ergeben zu müssen.

2 Heinrich von Navarra – damals noch Thronanwärter, noch nicht Heinrich IV. von Frankreich – ließ Montaigne ein Dossier mit Vorschlägen zu einer Justizreform zukommen, wozu dieser seine Meinung schriftlich niederlegen sollte. Das Projekt wurde nicht umgesetzt, doch das mit Montaignes handschriftlichen Anmerkungen versehene Dokument blieb erhalten. Artikel 1, die Pluralität der Justizsysteme (unterschiedlich je nach Provinz), lehnte Montaigne ab; er wollte eine einheitliche Justiz im ganzen Königreich. Zu den Justizgebühren bemerkte er »Gratis«, ferner empfahl er fünf Richter und Untersuchungsbeamte statt nur einem. Artikel, welche die Reichen gegenüber den Armen zu stark begünstigten, lehnte er ab.

zen sollten.¹ Auf der anderen Seite steht seine vorsichtig-konservative Haltung, sein Misstrauen gegenüber politischen Neuerungen, bei denen ungewiss sei, ob sie besser seien als das Alte, an dessen Stelle sie träten.

Es ist viel über Montaignes Konservatismus geschrieben worden. In allem Äußerlichen – als Katholik, Beamter, Ehemann, Familienvater – sei er konservativ und konventionell gewesen und nur als Schriftsteller ein Neuerer. Gesetzen, so schrieb er, müsse man gehorchen, nicht weil sie gerecht, sondern weil sie Gesetze seien (vgl. S. 257). Aus der gleichen Haltung heraus kritisierte er auch den Protestantismus dafür, das individuelle Gewissen zu der Instanz gemacht zu haben, die über die Geltung religiöser Dogmen zu befinden habe. An anderer Stelle verteidigt er wieder die Gewissensfreiheit und wagt es sogar, den römischen Kaiser Julian Apostata zu loben, der vom Christentum als Staatsreligion wieder abrückte und unterschiedliche Religionen gleichstellte.²

Betrachtet man Montaignes politischen Konservatismus und Legalismus vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der französischen Religionskriege, so erhält er eine ganz an-

1 François Hotman (1524–90), Vertreter des politischen Calvinismus, der sich auf ein Widerstandsrecht der Regierten gegen die Erbmonarchie berief. In seiner Schrift *Franco-Gallia* (1573) entwickelt Hotman den Gedanken der Volkssouveränität, den er in der französischen Institution der Generalstände verkörpert sah; der Herrscher benötige die Zustimmung der Regierten. Er forderte die Wahlmonarchie, bei der die Generalstände den König zu wählen und dieser die Generalstände regelmäßig zu konsultieren habe.

2 Flavius Claudius Julianus (331–363 n. Chr.), auch als Julian Apostata (der Abtrünnige) bezeichnet, der Neffe Konstantins, dem antik heidnischen Kulturerbe und der stoischen Philosophie verpflichtet, ließ die alten heidnischen Kulte restaurieren. Montaigne diskutiert (wie nach ihm viele andere) die Frage, ob Julian Apostata ein toleranter Herrscher oder ein erneuter Verfolger der Christen war, und kommt zu dem Ergebnis, er sei trotz einiger intoleranter Maßnahmen wie eines Berufsverbots für christliche Rhetoriker und Grammatiker doch insgesamt relativ duldsam und zumindest »nicht grausam« gewesen.

dere Note: Es bedeutet einen wesentlichen Unterschied, ob man in Zeiten politischer Stabilität und inneren wie äußeren Friedens einen Status quo bewahren will oder ob man angesichts von Gewalt und Anarchie Gehorsam gegenüber Staat und Gesetz erst einmal wieder herstellen muss. Montaignes Dienst beim Parlament von Bordeaux und seine diplomatischen Missionen für die Könige Heinrich III. und Heinrich IV. erforderten politische Rücksichten. Trotzdem wurde er, der zwar Diplomat, aber niemals Höfling war, mit zunehmendem Alter immer freimütiger.

Die Grundlagen für beide Seiten wurden wohl bereits in Montaignes früher Erziehung gelegt: Auf eine ungewöhnliche, experimentelle Privaterziehung, die er in seiner frühesten Jugend genoss – ihm wurde die lateinische Sprache als Muttersprache beigebracht –, und einen sanften Erziehungsstil, bei dem sein Eigenwille geachtet und gefördert wurde, folgte die strenge Schulzucht der Gymnasialzeit auf dem Collège de Guyenne, an dem zwar bedeutende Humanisten lehrten, Montaigne aber auch erstmals Stock und Rute, Einpauken und Zwang kennenlernte. Obwohl der junge Michel de Montaigne als Sohn des Bürgermeisters von Privattutoren unterrichtet wurde, musste er sich zum ersten Mal im Leben zumindest äußerlich anpassen – und suchte dennoch seine innere Freiheit zu bewahren, indem er auf eigene Faust Ovid und Vergil, Terenz und Plautus las, was seine Tutoren heimlich förderten. Nach einer aufgrund seiner früh erworbenen Lateinkenntnisse stark verkürzten Schulzeit und einem juristischen Studium, das möglicherweise in Bordeaux, wahrscheinlicher aber in Toulouse stattfand, da die juristische Fakultät der dortigen Universität die renommierteste der südwestlichen Region war, folgte eine Karriere als Gerichtsbeamter, zuerst (mit erst 21 Jahren und einem Dispens aufgrund der Unterschreitung des gesetzlichen Mindestalters) am Steuergerichtshof (Cour des Aides) von Périgueux, nach dessen Auflösung im Parlament (Oberster Gerichtshof) von Bordeaux, einem von acht obersten Gerichtsinstanzen des

Landes. Diese vielversprechende Karriere beendete Montaigne durch seinen Rücktritt und den Verkauf seines Amtes (1570) vorzeitig, um sich ganz der Literatur und der Philosophie widmen zu können. Ob dieser Rücktritt dadurch motiviert war, dass ihm der Aufstieg in die Große Kammer des Gerichtshofs verwehrt wurde, weil dort bereits Verwandte von ihm amtierten, ob ihm die Missstände des Justizwesens seine Tätigkeit verleidet hatten, das Erlebnis der Bartholomäusnacht¹ ihm zu denken gab oder ob ihn die Existenz eines Landadligen, die Musen und die Bücher im Schlossturm lockten, wird wohl nie vollständig geklärt werden.

Trotz Wappen und Titel und trotz des relativen Erfolges der *Essais* war Michel de Montaigne also niemals ein ›Dichterstürst‹ oder gar ein entrückter ›Olympier‹ (zu dem auch Goethe eher von Mit- und Nachwelt stilisiert wurde) – noch wollte er je ein solcher sein. Er betonte vielmehr immer wieder aufs Neue, dass der wirklich weise, humane Philosoph nicht über dem gewöhnlichen Menschen oder gar über der normalen menschlichen Existenz stehe. So suche der wirklich Weise sich nicht wie der Stoiker über das Menschliche zu erheben, sondern gleich Sokrates sehe er die höchste Weisheit eben darin, ein bescheidenes und gewöhnliches Leben auf die rechte Art zu führen: Wenn Philosophieren heiÙe, sterben zu lernen, so seien einfache Bauern den Philosophen darin manchmal überlegen. Montaigne begriff die Philosophie demnach nicht als esoterisches Spezialistentum; sie handelte für ihn vielmehr ausdrücklich vom menschlich Allgemeinen. Entsprechend strebte er auch nicht wie die griechischen Philosophen nach größtmöglicher Autarkie, nach Unabhängigkeit von äußeren Umständen und von politischen und sozialen Rücksichten, wie sie die antiken Stoiker durch die Verachtung der äußeren

1 24. August 1572: Bartholomäusnacht in Paris; 3. Oktober 1572: ›Bartholomäusnacht‹ in Bordeaux (d.h. eine ähnliche Mordnacht an Protestanten; das Pariser Blutbad fand in zahlreichen Provinzstädten Nachahmung).

Lebensumstände, die Kyniker (wie Diogenes) durch Bedürfnislosigkeit und die Mächtigen etwa durch die Welteroberung eines Alexander zu verwirklichen suchten – auch hier beruft sich Montaigne auf das Vorbild Sokrates:

Wenn man Alexander fragt, was er versteht, wird er antworten: ›Die Welt unterwerfen‹, wenn man Sokrates danach fragt, so wird er sagen: ›Die eigentlichen Aufgaben erfüllen, die das menschliche Leben uns stellt‹, das ist ein viel umfassenderes, gewichtigeres und berechtigteres Können. (*Essais* III, 2)

Montaignes erster Hauptgegenstand ist der Tod, und dies in einem – zumindest auf den ersten Blick – stark stoisch geprägten Kontext, der vielfältige, oft nahezu wörtliche Anleihen bei den *Philosophischen Briefen* Senecas nimmt (*Epistulae morales ad Lucilium*, entst. 62–65 n. Chr.). Seneca musste Montaigne zunächst als Geistesverwandter erscheinen, denn auch dieser hatte sich mit Hilfe der stoischen Philosophie gegen ein Leiden – vermutlich Bronchialasthma – zu wappnen versucht und nach seinem zunehmenden Rückzug vom Hofe Neros auf seine campanischen Landgüter (ab 62 n. Chr.) der Philosophie gewidmet, die er als Summe seiner Lebenserfahrung und als Vorbereitung auf seinen Tod betrachtete – das Schicksal nahm ihn beim Wort, als er, von Nero der Teilnahme an der Pisonischen Verschwörung beschuldigt, zum Selbstmord gezwungen wurde.¹ Seneca verkörperte damit eine Übereinstimmung von Lehre und Leben (bzw. tapferem Sterben), die Montaignes Beifall fand. Später wandte er sich

1 Seneca (ca. 4 v. – 65 n. Chr.) verfasste philosophische Schriften, Tragödien, Satiren und Epigramme und war Erzieher und Regierungswalter des jungen Nero. Die Pisonische Verschwörung war eine weitverzweigte Verschwörung von Senatoren und Adligen, die 65 n. Chr. Nero beseitigen und Calpurnius Piso auf den Thron bringen wollten. Laut Tacitus soll eine Zelle innerhalb der Verschwörung geplant haben, auch Piso zu beseitigen und die Staatsgeschäfte provisorisch Seneca anzuvertrauen, der sie als Sekretär *ab epistulis* jahrelang geführt hatte. Ob Seneca selbst in den Plan eingeweiht war, ist ungewiss.

jedoch von Seneca ab; das Ideal des stoischen Weisen, dem Seneca nachstrebte, ohne zu behaupten, es auch nur annähernd erreicht zu haben, betrachtete Montaigne nunmehr als menschlich-allzumenschlichen Hochmut: Armut, Schmerz und Tod, so heißt es bei ihm, seien die drei Dinge, vor denen sich die Menschen am meisten fürchteten. Die Philosophie habe es sich seit der Antike zur Aufgabe gemacht, den Menschen die Furcht vor ihnen zu nehmen, auf dass sie frei von Beunruhigung leben könnten, die Vorbedingung für Glück und Lebensgenuss. Armut oder quälende Schmerzen, gegen die die Medizin jener Zeit kaum Linderung anzubieten hatte, blieben glücklicherweise vielen Menschen erspart, der Tod jedoch betreffe notwendig alle, er sei der universelle Wille der Natur. Eine ganze Serie der frühen *Essais* aus Buch I und II bildet dann auch geradezu einen Zyklus über Tod und Sterben, der unter dem Eindruck des Todes des Freundes La Boétie, von Montaignes Vater, seiner Kinder (fünf von sechs Töchtern starben) sowie des Ausbruchs des damals potentiell tödlichen Nierensteinleidens entstand. An seinem Sterben solle der Mensch und zumal der Philosoph gemessen werden – eine Meinung, von der Montaigne in dieser Ausschließlichkeit wieder abrücken sollte. Der spätere Montaigne bekennt sich viel eher zu der Ansicht Epikurs, dass rechtes Leben und rechtes Sterben untrennbar miteinander verbunden seien. Statt auf die stoische Einübung in den Tod setzt er nunmehr auf die Ablenkung als Mittel gegen die Todesgedanken. Wenn der Tod dann dereinst komme, so würde ihn Mutter Natur das rechte Sterben schon lehren, so wie sie es den schlichtesten Bauern lehre – eine *ars moriendi* im christlichen Sinne hat Montaigne damit nicht geliefert. Pascal, »der Gegner, der ihm doch verschuldet ist« (Paul Sakmann), warf Montaigne denn auch nichts so sehr vor wie seine »heidnischen Anschauungen über den Tod«.

Es demnach – wie bereits angedeutet – ein Missverständnis, in Montaigne vorwiegend den neopaganen Stoiker der frühen *Essais* zu sehen, die bei seinen Zeitgenossen am bes-

Am Donnerstag, dem Tag des heiligen Andreas, am letzten November, kam ich auf Montaigne an, das ich am 22. Juni 1580 verlassen hatte, um nach La Fère zu gehen. So hatte meine Reise 17 Monate und acht Tage gedauert.

Montaigne als Bürgermeister von Bordeaux und im Streit der Parteien

Ein Versuch, sich dem Ruf seiner Mitbürger zu entziehen, wird unmöglich gemacht durch einen Brief König Heinrichs III. an Montaigne, der ihn dazu beruft, den Dienst des neuen Amtes anzutreten, »ohne Zögerung und Entschuldigung«. »Ihr werdet damit etwas tun, das mir sehr wohlgefällt. Das Gegenteil würde mir äußerst missfallen.« Im Übrigen ist die Stelle, abgesehen von den großen Angelegenheiten und Entscheidungen – darunter das Erlassen neuer Stadtgesetze und die Ernennung neuer Beamter –, mehr repräsentativer Art; die Einzelheiten der laufenden Geschäfte werden von den Schöffen besorgt. Gegen Ende der zweiten Bürgermeisterperiode wird die Stellung Montaignes jedoch sehr heikel. Er muss zwischen drei oder mehr Parteien lavieren: der fanatischen Liga, die sich der Zitadelle von Bordeaux zu bemächtigen versucht,¹ König Heinrich III., dessen schlimmste Feinde die Ligaleute sind und in deren Hände er sich geben muss, und König Heinrich von Navarra (dem späteren Heinrich IV.), der dem Namen nach der königliche Gouverneur der Provinz Guyenne ist, der aber schon seine Protestanten zu seiner Verteidigung bewaffnet, und anderen mehr. Es sind noch amtliche Briefe Montaignes aus dieser außerordentlich verwickelten Lage heraus erhalten.

[Berufspflicht und Persönlichkeit.] Der Rat von Bordeaux erwählte mich zum Bürgermeister seiner Stadt, als ich fern von Frankreich und noch ferner von solchen Gedanken

1 Der Umsturzversuch des Barons de Vaillac im April 1585, den Montaigne vereitelte.

war (s. S. 93). Ich bat, von mir abzusehen. Man sagte mir, das sei nicht recht; dazu kam noch ein besonderer Befehl des Königs. Es ist das ein Amt, das schön ist gerade deswegen, weil es kein Gehalt und keinen Gewinn einträgt, sondern bloß die Ehre, es verwalten zu dürfen. Man führt es zwei Jahre lang, aber es kann durch eine neue Wahl verlängert werden, was aber sehr selten vorkommt. Bei mir war es der Fall. Vor mir war das nur zweimal vorgekommen.

Als ich ankam, legte ich ihnen mein Wesen dar, so wie ich es fühle, nach bestem Wissen und Gewissen: ohne Gedächtnis, ohne weit blickende Umsicht, ohne Erfahrung, ohne energisches Zugreifen, aber auch ohne Gehässigkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Habsucht, ohne gewalttätige Leidenschaft – um sie damit vertraut zu machen, was sie von meiner Verwaltung zu erwarten hätten. Und weil die Erinnerung an meinen seligen Vater und der Wunsch, sein Andenken zu ehren, sie allein zu diesem Schritt bewogen hatte, so fügte ich mit deutlichen Worten hinzu, sie dürften nicht darauf bauen, dass es bei mir sein werde wie bei meinem Vater, der mit seinem ganzen Streben in ihren Angelegenheiten und in ihrer Stadt aufgegangen war, als er die Stadt leitete in dem Amt, zu dem sie mich berufen hatten.

Unsere Hauptaufgabe ist, dass jeder **sein** Leben richtig führe. Derjenige, der vergäße, selbst ein rechtes und reines Leben zu führen und seine Schuldigkeit schon getan zu haben glaubte, wenn er nur andere auf den richtigen Weg führte, wäre wohl ein Narr. Ebenso aber schlägt auch der einen verkehrten und unnatürlichen Weg ein, der sich selbst um ein gesundes und frohes Leben bringt, nur um im Dienste anderer aufzugehen. Es ist durchaus nicht meine Meinung, man dürfe einem Amt, das man übernimmt, seine Aufmerksamkeit entziehen, seine Mühewaltung, seine Beredsamkeit, seinen Schweiß, ja, wenn es Not tut, sein Blut. Aber das ist nur nötig, wenn man sich dazu herzugeben hat und wenn der Fall dafür gegeben ist (s. S. 99). Der Geist soll dabei immer in seiner Ruhe und Kraft bleiben. Er soll nicht untätig sein,

aber ohne Leidenschaftlichkeit und ohne sich schikanieren zu lassen. Tätigkeit an sich kostet den Geist ja so wenig, dass er sogar im Schläfe tätig ist. Aber wenn wir die Kraft unseres Geistes für etwas einsetzen, so geschehe es mit Besonnenheit und Zurückhaltung. Wenn ich mich mit öffentlichen Ämtern befasste, so geschah es, ohne dass ich mich selbst auch nur eines Nagels breit aus dem Gesicht verlor. Ich gab mich anderen hin, ohne mich mir selbst zu entziehen.

Die meisten unserer Tätigkeiten sind Rollen, die wir spielen. *Mundus universus exercet histrioniam* (Die ganze Welt betreibt Schauspielerei). Wir müssen unsere Rolle recht spielen, aber eben als eine Rolle, die uns aufgegeben ist. Doch soll man aus der Maske und dem Kostüm nicht das Wesentliche machen, nicht aus dem Fremden das Eigene. Viele verstehen es nicht, zwischen Hemd und Haut einen Unterschied zu machen. Es ist aber genug, sich das Gesicht zu bepudern; das Herz braucht keinen Puder. Da kenne ich Leute, die sich mit jedem neuen Amt auch eine neue Gestalt und ein neues Wesen zulegen, Leute, die, wenn sie Prälaten sind, es sind bis in die Leber und die Eingeweide hinein, und die auch auf dem Nachtstuhl ihre Würde nicht ablegen. Man kann es ihnen nicht beibringen, dass die Bücklinge, die ihnen gelten, von denen zu unterscheiden sind, die ihrem Amt oder ihrem Gefolge oder ihrem Maultier gelten. Bei mir waren der Bürgermeister und Montaigne immer deutlich und entschieden zweierlei.

[Rückblick und Urteil über die Amtsführung.] Was man in der Öffentlichkeit tut, muss sich alle möglichen Auslegungen gefallen lassen. Gar zu viele Köpfe urteilen darüber. So z. B. von meiner Führung des Bürgermeisteramts – und es ist mir ganz recht, dass ich ein Wort darüber einfließen lassen kann, nicht weil es der Rede wert wäre, sondern weil es zu einer Probe meines Verhaltens in solchen Dingen dienen kann. Da sagen einige, ich habe mich dabei als ein Mann gehalten, der schwer in Bewegung zu setzen sei und der sich

der Dinge nicht mit der gehörigen Wärme annehme. Es lässt sich schon etwas sagen für dieses Urteil. Ich versuche es, im Fühlen und Denken immer die Ruhe zu bewahren. Daraus darf man aber nicht schließen, ich sei unerkennlich und undankbar gegen die Bürgerschaft gewesen, die mir so günstig gesinnt war und die, als sie mir mein Amt zum zweiten Mal gab, noch viel mehr für mich tat als das erste Mal. Ich wünsche ihr alles mögliche Liebe und Gute. Hätte sich die Gelegenheit ergeben, so hätte ich gewiss nichts unterlassen, um ihr Dienste zu leisten. Ich habe mich auch für sie gerührt wie für mich selbst. Es sind gute, tapfere und vornehm gesinnte Bürger, dabei des Gehorsams und der Zucht wohl fähig, und die ihren Mann stehen, wenn sie gut geführt werden.

Einige gibt es auch, die sagen, meine Amtszeit sei dahingegangen, ohne dass sie bleibende Spuren hinterlassen habe. Meinetwegen! Man klagt mich der Untätigkeit an: Dabei war es eine Zeit, in der ein übermäßiger Umtrieb der fast allgemeine Fehler war. Ich war durchaus gewillt, mir im Notfall ein tüchtiges Stück Arbeit zuzumuten. Ich bin durchaus imstande, auch ein Übriges zu tun und mehr, als mir sonst behagt. Ich habe meines Wissens kein Geschäft versäumt, das von meiner Pflicht wirklich gefordert war. Diejenigen Pflichten aber, welche der Ehrgeiz dem Pflichtmäßigen zugesellt und mit ihrem schönen Namen schmückt, habe ich ruhig beiseite liegen lassen. Das sind solche, die am meisten ins Auge und ins Ohr fallen: Sie gefallen den Menschen; denn diese sehen mehr auf den Schein als auf den Gehalt. Hören sie keinen Lärm, so meinen sie, man schlafe. Meiner Art ist alles lärmende Wesen zuwider. Mir liegt es viel mehr, Unruhen zu ersticken, ohne dass ich selbst in Unruhe gerate, und Unordnung zu bestrafen, ohne dass ich mich aufrege. Gehört denn wirklich flammender Zorn dazu? Genug, wenn ich so tue, als ob ich zornig wäre, und mir diese Maske vorhalte. Ich sage nichts gegen eine Obrigkeit, die schläft, vorausgesetzt nur, dass ihre Schutzbefohlenen auch schlafen. Die Gesetze schlafen doch selbst manchmal. Ich lobe mir ein sachte

und still hingleitendes Leben, das nicht viel Wesens macht. So steht es in meinen Sternen geschrieben. Ich stamme aus einem Geschlecht, das nichts aus sich machte und ohne alle Streberei bloß nach dem Einen strebte, als ein Geschlecht von Ehrenmännern zu gelten.

Meine Aufgabe war es nur, zu bewahren und zu erhalten, und das geschieht in einer stillen Wirksamkeit, von der man nichts merkt. Wer Neues einführt, tritt in helles Licht. Aber so etwas ist fehl am Platz in dieser unserer Zeit, in der wir so darnieder liegen und alle Hände voll zu tun haben, uns der Neuerungssucht zu erwehren. Ein Verzicht auf das Wirken ist unter Umständen ebenso verdienstlich wie das Wirken selber. Das macht freilich weniger Aufsehen, aber das geringe Verdienst, das ich haben mag, liegt ganz in dieser Richtung. Die Aufgaben, die meine Amtsführung mit sich brachte, entsprachen ganz meiner Anlage, was mir sehr lieb und angenehm war. Hegt wohl auch jemand den Wunsch, krank zu sein, nur um seinem Arzt ordentlich Arbeit zu geben? Und müsste man nicht **den** Arzt prügeln, der uns die Pest anwünschte, nur um sein Licht leuchten zu lassen? Ich hegte nie den heillosen, obschon nicht ungewöhnlichen Wunsch, es möchte in der Stadt recht drunter und drüber gehen, nur damit meine Amtsführung in hellem Licht strahle. Mein Wunsch und Streben ging dahin, dass alles sich möglichst ruhig und leicht abwickle. Wer mir nicht Dank sagen will für die Ordnung, Stille und Ruhe, die in der Zeit meiner Amtsführung herrschte, der kann mir wenigstens nicht den mir gebührenden Anteil daran streitig machen, und wenn er ihn auch bloß meinem Glück zuschreiben will. So bin ich nun einmal, dass es mir gleich gilt, ob man mich vom Glück begünstigt heißt oder weise, ob man meine Erfolge meinem eigenen Wirken zuschreibt oder ausschließlich der Gnade Gottes. Ich hatte ja den Leuten unmissverständlich genug erklärt, wie wenig ich Fachmann sei in öffentlichen Geschäften. Aber was noch schlimmer ist als bloße Unzulänglichkeit: Sie tut mir nicht einmal besonders leid, und ich suche ihr gar nicht abzuhelpen in Anbetracht der

Lebensführung, die ich mir vorgezeichnet habe. Ich habe in diesem meinem Amte freilich nicht einmal mir selbst Genüge getan. Aber ich bin doch ungefähr so weit gekommen, zu leisten, was ich mir selbst vorgenommen hatte, und habe **das** beträchtlich überboten, was ich denen versprach, mit denen ich zu tun hatte. Denn ich verspreche gern etwas weniger, als ich vermag und als ich leisten zu können hoffe. Dessen darf ich sicher sein, dass Gefühle des Hasses und der Rache mir nicht nachfolgen und dass man mich dort ungern vermisst, obwohl ich es gar nicht besonders darauf angelegt hatte.

[Die Probe bei der Bürgerparade.] Man ratschlagte darüber, eine Musterung von verschiedenen bewaffneten Truppenteilen abzuhalten. Das ist immer eine günstige Gelegenheit für heimliche Rache; man kann sie nirgends so sicher ins Werk setzen. Man war sich allgemein klar darüber, dass es eine heikle Sache sei für diejenigen, denen die Oberaufsicht in dieser Sache oblag. Bei den Beratungen standen sich verschiedene Meinungen gegenüber, wie das bei schwierigen Sachen von schwerwiegenden Folgen gemeinhin der Fall ist. Meine Ansicht war, man solle sich vor allem ja keine Verlegenheit anmerken lassen, man solle mit erhobenem Haupt und freier Stirn durch die Reihen schreiten, auch ja nicht – wie das die Ansicht der Mehrzahl gewesen war – irgend etwas anders machen als sonst; im Gegenteil, man solle den Hauptleuten nahelegen, sie sollten die Mannschaft nur recht tüchtig ihre Ehrensalven abgeben lassen und das Pulver dabei ja nicht sparen. Das wirkte sich sehr günstig auf die verdächtigen Truppenteile aus. Es bildete sich von da an ein gegenseitiges, höchst wertvolles Vertrauen.

Im letzten Monat des Bürgermeisteramtes bricht in Bordeaux eine Pest aus, an der »die geringen Leute sterben wie die Mücken«. Montaigne hätte um eben diese Zeit dem Herkommen gemäß bei der Wahl seines Nachfolgers den Vorsitz führen sollen. Da schreibt er nun den Schöffen auf ihre Einladung zu dieser Sitzung, ob sie es

wirklich einer bloßen Formalität wegen für notwendig hielten, dass er sein Leben aufs Spiel setze. – Diese Haltung ist (nicht von seinen Zeitgenossen, auch noch nicht von Pascal und seinem Kreis, wohl aber im 19. Jahrhundert) Montaigne als Feigheit und Pflichtwidrigkeit angerechnet worden. Er handelte hier jedoch wohl innerhalb der Grenzen dessen, was er sich bei der Annahme der Bürgermeisterwürde ausdrücklich ausbedungen hatte, und konnte mit Recht der Meinung sein, dass er sich der Lebensgefahr, die er des Freundes wegen ohne einen Augenblick des Zögerns auf sich genommen hatte (s. S. 20f.), einer reinen Repräsentationspflicht wegen nicht aussetzen brauche.

[**Der freie Mann im Hader der Parteien.**] Es ist mir nicht gegeben, mich tief und ohne Vorbehalt auf eine Sache einzulassen. Wenn ich mich auch einmal entschlossen in eine Partei eingereiht habe, so gebe ich mich ihr nie so leidenschaftlich hin, dass ich meine Urteilskraft von ihr infizieren ließe. Bei den derzeitigen Wirren unseres Staates hat mich mein Parteiinteresse nie die lobenswerten Eigenschaften verkennen lassen, die unsere Gegner haben, und auch nicht die tadelnswerten derjenigen, mit denen ich es halte. Was von der Partei kommt, vergöttern diese Parteimenschen restlos. Ich habe für das meiste, was auf unserer Seite vorgeht, nicht einmal eine Entschuldigung bereit. Ein schönes Werk verliert bei mir seine Vorzüge nicht, wenn es die Sache meines Gegners führt. Gänzlich verwerflich finde ich eine Art zu urteilen wie diese: »Er gehört zur Liga, **denn** er bewundert das feine Wesen (*la grâce*) des Herrn von Guise.¹ Die Energie des Königs von Navarra imponiert ihm, **also** ist er ein Hugenotte. Er findet dies und jenes am Lebenswandel des Königs auszusetzen, **also** hegt er revolutionäre Gesinnungen.« Ich würde nicht einmal einer Behörde zugestehen, dass sie ein Buch mit Recht verurteilt habe, weil es unter den besten Dichtern des

1 Herzog Heinrich von Guise (1550–88), Oberhaupt der Katholischen Liga.

Jahrhunderts einen Ketzer mit aufgeführt habe (s. S. 82). Sollen wir von einem Dieb nicht sagen dürfen: Er hat ein hübsches Bein? Muss ein leichtes Frauenzimmer nun gleich auch eine hässliche Vettel heißen? Ich für mein Teil bringe es über mich zu sagen: Das hat er schlecht gemacht, jenes andere aber sehr gut.

Böse Zeiten

[Die Gräuel des Bürgerkriegs.] *Alle drei Bürgerkriegsparteien, die königliche, die Liga und die Hugenotten, haben fremde Söldner in ihren Diensten, zumeist Deutsche oder Schweizer. Das Wort ›Landsknecht‹ ist als lansquenet in die französische Sprache eingegangen. Dabei sind die fremden Landsknechte zumeist noch disziplinierter als die Franzosen, die man oft nur mit der Erlaubnis, bei Freund und Feind gleichermaßen zu plündern, unter den Fahnen halten kann – zumal der schmale Sold gerade bei den Königlichen auch noch häufig ausbleibt.*

Ich schrieb dies um die Zeit, da die Last unserer Wirren sich mehrere Monate lang schwer für uns fühlbar machte, und besonders für mich. Einerseits hatte ich die Feinde vor meinen Toren, andererseits die Marodeure, die die schlimmsten aller Feinde sind. So hatte ich alle Arten von Kriegsunbilden zu gleicher Zeit zu ertragen. O dieser scheußliche Krieg! Andere Kriege wirken sich nach außen aus, dieser noch gegen sich selbst; dieser verzehrt und zerfleischt sich in seinem eigenen Gift. Er ist von so bössartiger und verheerender Art, dass er sich selbst mit allem anderen aufreißt und in seiner Wut in Fetzen reißt. Oft erlebten wir, wie er zusammenbrach mehr durch sich selbst als durch die Streitkräfte des Feindes oder aus Mangel an Kriegsmitteln. Alle Manneszucht kehrt ihm den Rücken. Er soll den Aufruhr dämpfen und ist selbst voller Aufruhr; er soll den Ungehorsam züchtigen und geht selbst mit dem Beispiel des Ungehorsams voran. Unternommen zur Verteidigung der Gesetze, spielt er selbst den